

**„Ihr sollt mein Eigentum sein“**

**Predigt über 2. Exodus 19,1-19 am Bibelsonntag, den 27. Januar 2002  
in Bruckmühl und Feldkirchen**

Wenn Sie die Aufgabe hätten, in Farben, Symbolen und Bildern zu malen, wie Sie sich Gott vorstellen, wer er für Sie ist, welche Farben würden Sie verwenden, was würden Sie malen? Wie ist Gott? Wer ist Gott? Es ist gar nicht so einfach, darauf eine Antwort zu finden, geschweige denn, sie auf Papier zu malen. Wohl deshalb konnte sich das Bild vom weißhaarigen, alten Mann in so vielen Köpfen festsetzen, das Bild vom Greis, der auf seinem Thron sitzt und die Welt aus der Ferne regiert. Vielleicht wird deshalb auch oft nur in abstrakten Begriffen und leeren Formeln von Gott geredet. Man kann aber noch auf andere Weise die Frage nach Gott stellen. Zum Beispiel, indem man sich von anderen Menschen erzählen lässt, wie sie Gott erlebt haben. Das können Menschen um mich herum sein – an den Abenden der Bibelwoche etwa haben wir uns im Gespräch immer wieder gegenseitig erzählt, wie wir Gott in unserem Leben erfahren haben – wir können aber auch auf Menschen früherer Zeiten hören. Wenn wir uns so über Glaubenserfahrungen austauschen, wenn wir alte Erfahrungen mit Gott wieder neu aufleben lassen, dann kommen wir weiter in der Frage: Wie ist Gott? Und wir spüren gleichzeitig: Wir stehen mit unserem Fragen nach Gott nicht allein da.

Auch die Worte aus dem Buch Exodus, die wir bei der Lesung gehört haben, reden davon, wie Menschen Gott erfahren haben. Sie sprechen vielfältig und lebendig davon, wie und wer Gott ist, wie das Volk Israel ihn erlebt hat.

Eine schwere Zeit liegt hinter dem Volk Israel, als es in die Wüste Sinai kommt. Als Sklaven waren sie in Ägypten der Willkür des Pharaos ausgeliefert gewesen, doch mit Mose an der Spitze hatten die Israeliten der Knechtschaft enttrinnen können. Vor ihnen liegt das Land Kanaan, die alte und zugleich neue Heimat. Doch jetzt sind sie in der Wüste. Sie sind zwar schon frei. Sie atmen auf. Doch sie können sich in dieser neue Freiheit so schnell noch gar nicht einrichten. Die Wüste verunsichert sie. Sie sind heimatlos. Die Wege sind beschwerlich. So wird die Wüste für sie zum Symbol für die Krise, für die Zeit zwischen dem Dunkel der ägyptischen Knechtschaft und dem Licht, das ihnen von ihrer neuen Heimat her schon verheißungsvoll entgegensteht.

Doch genau da zeigt sich Gott den Israeliten. Genau da lässt er sie nicht allein. Er spricht zu ihnen und gibt sich zu erkennen. Er will sie – mitten in der Wüste – stärken, ihnen dort zum Leben verhelfen. So wird der beschwerliche Aufenthalt in der Wüste zu einer Zeit, in der sie sich neu orientieren können.

Wir Menschen brauchen, wenn wir Schweres durchleben, solche Zeiten, um uns allmählich wieder im Leben zurechtzufinden. Natürlich sehnt man sich dann, wenn es einem schlecht geht, nach einer guten Zukunft. Doch auch der Weg dorthin ist wichtig. Es ist wichtig, dass wir dabei eine Wegstrecke zurücklegen, nicht sofort am Ziel sind. Auch der Weg zu einem bestimmten Ziel hat eine Bedeutung. Ihn zu gehen, ist nie vertane Zeit. Die Zwischenstation am Sinai ist also eine entscheidende Etappe, damit sich die Israeliten auf ihre veränderte Lebenssituation einstellen können.

Wie Gott ist, wie er sich den Israeliten in ihrer schweren Zeit zeigt, davon wird im Text sehr anschaulich geredet. Denn Gott spricht zu seinem Volk: *Ihr habt gesehen, was ich mit den Ägyptern getan habe, und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht habe.* Sicher wie „auf Adlers Fittichen“ hat Gott Israel aus Ägypten befreit, so hören wir. Wie Adler ihre Jungen tragen, so wurde das Volk Israel von Gott getragen.

Der Adler kümmert sich liebevoll und entschlossen um seine Jungen. So ist Gott, sagen uns diese Worte aus dem Buch Exodus. Doch noch etwas weiteres sagt dieses Bild über Gott aus: Gott holt den Menschen zu sich – und nicht umgekehrt. Der Mensch muss sich nicht anstrengen, um zu Gott zu kommen. Er darf sich vielmehr von Gott holen lassen. Die Geknechteten wurden durch Gott befreit. Gott hat sie zu sich gebracht. Dort können sie ein anderes Leben beginnen. Man könnte fast sagen: Gott passt sich der menschlichen Situation an. Er zeigt sich so, wie wir Menschen es brauchen.

Der Mensch ist vor Gott aber nicht nur der, der sich wie ein Kind der Mutter oder dem Vater anvertrauen darf. Nachdem er erfahren hat, dass Gott ihn liebt, wird er selbst aktiv. Wir Menschen sind so wichtig für Gott, das wir nicht nur passiv an der Beziehung zwischen Gott und uns beteiligt sind. Gott hat sein Volk aus der Knechtschaft herausgeführt, er hat es befreit. Denn nur ein freies Volk kann den Bund halten, den er mit den Israeliten schließen will. So spricht Gott zu seinem Volk: *Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und*

*meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein.*“ Dieser Bund, den Gott einst mit seinem Volk geschlossen hat, besteht bis heute. Unser Glaube ist keine Einbahnstraße. Die Bewegung geht nicht nur von Gott zum Menschen, sondern er ist ein bewegtes Hin und Her zwischen Gott und Mensch. Im Glauben sind beide Seiten, Gott und Mensch, aktiv beteiligt. Das ist gemeint, wenn hier vom Bund gesprochen wird. Darum hört der Mensch Gottes Stimme – in der Tora, in den Zehn Geboten – und er tut, was diese Stimme sagt.

Die Gottesbilder, denen wir hier begegnen, zeigen uns Gott von einer sehr einfühlsamen Seite. Wir sehen einen Gott vor uns, bei dem wir uns geborgen fühlen können, einen Gott, der bei uns Menschen sein will. Der sich in Liebe an uns bindet. Und dem wir deshalb mit unserem Leben antworten: Was Gott sagt, wollen wir tun!

Doch wenn wir nun Gott allein auf diese Wesensmerkmale festlegen würden, nach dem Motto: „Jetzt weiß ich, wie Gott ist, nämlich liebevoll, zärtlich, fürsorglich“, würden wir eine wichtige Seite Gottes übersehen. Wir würden ganz außer Acht lassen, wie es am Sinai weiterging. Wir würden vergessen, dass es in jeder lebendigen Beziehung neben Nähe immer auch Distanz und Fremdheit gibt.

Denn wie Gott dann den Menschen erscheint, das ist in einem ganz anderen Bild eingefangen. Gott fährt in einem lauten und krachenden Gewitter vom Berg Sinai herab. Und das Ganze steigert sich noch: mit Feuer und Rauch geht es weiter. Die Erde bebt; alles ist laut. Jetzt ist Gott nicht mehr der, der die Menschen zu sich holt; auch nicht der, der sich ihnen so zeigt, wie sie es gerade brauchen. Jetzt geht es ganz anders zu; hier machen Menschen ganz andere Erfahrungen mit Gott.

Begegnet uns hier wirklich derselbe Gott? Ja, sicher! Doch wir würden darauf vielleicht gar nicht kommen, wenn der Text es nicht so sagen würde. Zu sehr erwarten wir, dass Gott immer fürsorglich und liebevoll ist. So wäre es uns am angenehmsten und liebsten. Doch diesen Gefallen tut Gott uns nicht. Zum Glück. Denn wir zahlen einen hohen Preis, wenn wir von Gott nur als vom „lieben Gott“ sprechen, wie Jürgen Ebach es sehr treffend in folgendem Vergleich beschreibt: Zuweilen kommt mir auf dem Weg ein mordlustig aussehender Hund entgegen. Während ich angstvoll dem Unheil ins Auge sehe, ruft die Stimme der Herrchens: „Der ist lieb.“ Und zuverlässig folgt der weitere Satz: „Der tut nichts.“ Die vertraute Wortwahl erlaubt verblüffende Rückschlüsse auf die Rede vom „lieben Gott“. Lieb sein heißt: nichts tun. In dieser Logik zeigt nicht nur eine bestimmte Pädagogik ihr Gesicht, sondern auch eine bestimmte Frömmigkeit. Würde – mit Verlaub – Hund, Kind oder Gott „etwas tun“, so wäre es aus mit dem Lieb-Sein. Der „liebe Gott“ ist „lieb“ – nicht nur, solange er nichts, sondern weil er nichts tut. Vor dem „lieben Gott“ muss man keine Angst haben, - er tut nichts.“

Doch der Gott, der den Menschen am Sinai begegnet tut etwas, er befreit, er zürnt, er straft, es ist ihm nicht egal, was sein Volk tut, weil er es liebt. Er ist nicht der liebe Gott, der sich im Hintergrund aus allem heraushält, er bricht manchmal gewaltig über die Menschen herein, so dass sie zurückschrecken, Angst haben, wie damals am Berg Sinai.

Auch wir kennen ja solche Erschütterungen, wenn es in unserem Leben anders verläuft, als wir es uns gedacht und gewünscht haben. In solchen Erschütterungen des Lebens noch Gott zu erkennen, ist nicht leicht; selbst dann nicht, wenn man – wie die Menschen am Sinai – darauf gefasst ist, Gott zu begegnen. Auch uns fällt das schwer. Denn wenn uns etwas wie ein Schlag trifft, wenn wir wie vom Donner gerührt sind, dann vermuten wir dahinter nicht so ohne weiteres Gott. Dann erscheint uns Gott fremd und unbegreiflich. Und wir können angesichts solcher Erfahrungen manchmal nur noch schweigen. Vor Schrecken. Weil es uns die Sprache verschlagen hat. Wir merken: Unser Gott mutet uns manchmal viel zu. Doch die Geschichte am Sinai zeigt uns: auch in dem, was uns verunsichert, erfahren wir Gott. Aus dem Dunkel, aus dem Erschrecken, aus dem Zittern und Zagen heraus leben wir unser Leben vor Gott und mit Gott weiter, vielleicht nachdenklicher und tiefer.

Ja, Gott lässt sich nicht nur in solchen Gedanken fassen, die uns angenehm und vertraut sind. Gott ist mehr als das. Doch was stimmt denn nun? Welches Gottesbild ist denn das richtige? Werden wir von Gott auf Adlerflügeln getragen? Oder ist der Schrecken der Begleiter Gottes? Hier steht beides dicht nebeneinander: Gott bestätigt uns, er trägt und behütet uns. Aber manchmal erschauern wir auch angesichts schwerer Erfahrungen, die uns Gott dunkel und fremd werden lassen. Wenn wir aus dem Gewohnten herausgerissen werden und dadurch unsere bisherigen Horizonte überschreiten.

Diese Spannung im Glauben mutet Gott uns zu. Er lässt sich von uns Menschen nicht auf ein bestimmtes Bild festlegen. Er ist uns nicht verfügbar. Er begegnet uns vielmehr immer wieder neu und anders. Doch

genau dadurch bleibt unser Glaube lebendig. Amen